

**RBS**

**Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft**

Heft 13 (2003)

## **Rumänisch und Romanisch**

**Festschrift zum 60. Geburtstag  
von Prof. Dr. Dr. h.c. Rudolf Windisch**

Winfried Busse / Jürgen Schmidt-Radefeldt  
(Hrsg.)

**Universität Rostock  
Philosophische Fakultät**

## Lexikalische Restandardisierung im Französischen

Peter Koch (Tübingen)

### 1 Rhythmen der Sprachgeschichte

Sprachgeschichten haben ihre eigenen „Rhythmen“. Es ist hinreichend bekannt, dass die französische Sprachgeschichte seit dem 17. Jahrhundert ein ausgeprägt retardierendes Moment erfahren hat, insofern die in diesem Jahrhundert kodifizierte präskriptive Norm – trotz unbestreitbarer Veränderungen – in ihrem Kern bis heute gültig geblieben ist.

Nun ist die Herausbildung und (In-)Stabilität präskriptiver Normen nicht das Maß aller Dinge in der Sprachgeschichte. Wie die neueren Entwicklungen in der Sprachgeschichtsschreibung zeigen, darf eine Sprachgeschichte aus heutiger Sicht keinesfalls mehr ausschließlich als Geschichte der präskriptiven Norm einer Einzelsprache verstanden werden; vielmehr ist sie als Geschichte eines ganzen Varietätenraumes zu konzipieren (vgl. Stimm 1980; Schlieben-Lange 1983; Lodge 1993; Berkenbusch & Bierbach 1994; Brumme & Wesch 1999; Koch & Oesterreicher 1990: 127–141, 166–176, 199–208; 2001: 610–614; Koch, i. Dr. a). Nichtsdestoweniger ist natürlich die Geschichte der präskriptiven Norm, als Geschichte **einer** der zahlreichen Varietäten, ein ganz entscheidendes Element der Geschichte der gesamten Einzelsprache. Sofern man im Übrigen die Sprachgeschichte im gerade angedeuteten Sinne als Varietätengeschichte konzipiert, gerät ja genau die Interaktion zwischen der (sich herausbildenden bzw. weiterentwickelnden) präskriptiven Norm und den anderen Varietäten in den Blick.

Wenn wir uns auf das Wesentliche konzentrieren, so ist zentral für jede Sprachgeschichte die Dynamik zwischen zwei großen Varietätenbereichen (vgl. zum theoretischen Hintergrund: Oesterreicher 1988; Koch & Oesterreicher 1990: 5–16; 2001: 584–588, 604–609):

- einerseits dem „Nähebereich“, der sich um die – in einem „konzeptionellen“, nicht medialen Sinne – „mündlichen“ Varietäten herum gruppiert: gesprochene Sprache S, indirekt dann auch diaphasisch und diastratisch niedrige sowie diatopisch stark markierte Varietäten der Sprache S;

andererseits dem „Distanzbereich“, der sich um die – in einem „konzeptionellen“, nicht medialen Sinne – „schriftlichen“ Varietäten herum gruppiert: geschriebene Sprache S, indirekt dann auch diaphasisch und diastratisch hohe sowie diatopisch schwach oder gar nicht markierte Varietäten S.

Die externe Sprachgeschichte einer romanischen Schriftsprache<sup>1</sup> lässt sich demnach in einem prototypischen Modell so wie in Fig. 1 schematisieren (vgl. Koch 1988a: 201; 1997a: 229; i. Dr. b). Als entscheidend kristallisieren sich hier zwei machtvolle, varietätenlinguistisch hochrelevante „Strömungen“ heraus:

- A. Die über weite Teile des Mittelalters hinweg in den Nähebereich verbannten volkssprachlich-romanischen Idiome dringen – je nach Sprachgebiet zu unterschiedlichen Zeitpunkten und in unterschiedlichem Tempo – in den Distanzbereich vor, der bis dahin dem Schriftlatein (Mittelatein) vorbehalten war. Hier geht es um die Problematik der **Verschriftlichung** der romanischen Sprachen. Über die Zwischenstufe regionaler „scriptae“ bildet sich im Distanzbereich eine volkssprachliche Standardsprache mit präskriptiver Norm heraus (zur präskriptiven Norm als Distanznorm vgl. Koch 1988b; i. Dr. a). Dies ist in Fig. 1 durch die schräg nach rechts oben weisenden Pfeile symbolisiert.
- B. In der jüngeren Geschichte wird die strikte Trennung zwischen der auf den Distanzbereich beschränkten Standardsprache einerseits und den in den Nähebereich verbannten Varietäten (insbesondere den romanischen Dialekten) andererseits überwunden. Es bilden sich neue Varietäten des Nähebereichs heraus, die deutlich von der Standardvarietät beeinflusst sind. Diese *Reorganisation* des Nähebereichs (vgl. Koch & Oesterreicher 1990: 138–141, 172–176, 206–208) ist in Fig. 1 durch die schräg nach rechts unten weisenden Pfeile symbolisiert.

Je nachdem, zu welchem Zeitpunkt, in welchem Tempo und mit welcher Intensität diese Prozesse in den einzelnen romanischen Sprachgeschichten stattfinden, können wir diesen unterschiedliche „Rhythmen“ zuweisen.

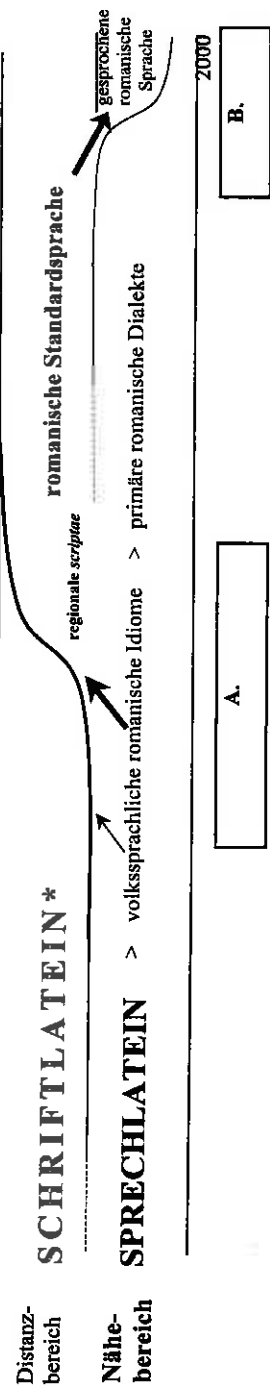


Fig. 1: Modell einer prototypischen romanischen Sprachgeschichte

## 2 Restandardisierung

Ein weiteres „rhythmisierendes“ Element der Sprachgeschichte erkennen wir in den Modalitäten des Zusammenlebens zwischen der präskriptiven Norm der Distanz und den Varietäten des Nähebereichs. Eingangs wurde bereits auf die „retardierende“ Wirkung der seit dem 17. Jahrhundert relativ erstarrten präskriptiven Norm des Französischen hingewiesen. Auch die Tatsache, dass gebildete, des heutigen Standards kundige Italiener einen vergleichsweise leichten Zugang zur Sprache von Dantes Werken haben, ist nur dadurch zu erklären, dass in der Folge der „*Questione della lingua*“ ab dem 16. Jahrhundert retardierend an einer dominant toskanischbasierten Distanz-Sprachform des 14. Jahrhunderts festgehalten wurde (während die von einigen Diskutanten der „*Questione*“ favorisierte Anpassung an die Weiterentwicklungen der toskanischen Nähesprache verworfen wurde).

In der jüngeren Geschichte des Italienischen scheint sich der Rhythmus in dieser Hinsicht zu beschleunigen – zumindest nach Ansicht derjenigen Linguisten, die die Entstehung eines neuen, eventuell distanzfähigen „italiano dell'uso medio / neostandard“ mit Einflüssen aus mündlichen Varietäten beobachten (vgl. Sabatini 1985; Berruto 1987: 55–103). Hier läge dann ein Fall von Restandardisierung vor (vgl. Koch 1997b: 165). Das Spanische zeichnet sich übrigens gerade durch eine kontinuierliche und zugleich behutsame Restandardisierung über die Jahrhunderte hinweg aus (vgl. Koch & Oesterreicher 1990: 203f.).

Man könnte in Fortführung von Fig. 1 Prozesse der Restandardisierung so wie in Fig. 2 darstellen (nach oben zeigende gestrichelte Pfeile). Was nun das Französische betrifft, so gehen der retardierenden Periode vom 17. Jahrhundert bis heute offensichtlich wesentlich temporeichere Jahrhunderte voraus. In Paris führten die starke Zuwanderung ab der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, aber dann auch die Fluktuationen wegen Epidemien, Hungersnöten und Krieg im 14. und 15. Jahrhundert zu erheblichen Bevölkerungsumschichtungen. Im Nähebereich trafen hier Einflüsse unterschiedlicher diatopischer Provenienz aufeinander; es kam dort zu ersten Ausgleichsprozessen und in jedem Fall zu Innovationen (vgl. Lodge 1998: 100–108). Der tiefgreifende – zum Teil auch typologisch relevante – Wandel des Französischen in mittelfranzösischer Zeit ist mit den gerade genannten krisenhaften Erscheinungen im spätmittelalterlichen Frankreich und mit „Schwächen“ in der Tradierung sprachlicher Normen in Zusammenhang gebracht worden (vgl. Coseriu 1988c; Eckert 1986: 89, 340–353). Die „Krise“, die übrigens auch mit einer nur noch brüchigen Tradierung der altfranzösischen Literatur einher geht, macht aber nicht nur Wandelprozesse im Nähebereich verständlich, sondern im Anschluss daran auch eine unverkennbare Restandardisie-

rung in mittelfranzösischer Zeit.

Ein Gedankenexperiment mag verdeutlichen, worum es hier geht: So wie es im Italienischen gelungen ist, über Jahrhunderte hinweg in der präskriptiven Norm Pronominalformen am Leben zu erhalten, die vom Nähebereich nie, nicht mehr und jedenfalls nicht in allen Regionen gestützt wurden (*egli, esso* usw., *loro* als Dativ der 3. Pers. Pl.), hätte rein theoretisch auch die altfranzösische Kasusflexion künstlich am Leben erhalten werden können – zumal dort, wo sie, wie bei Artikeln, Pronomina und bestimmten Substantivtypen, nicht zu einem reinen Graphismus herabgesunken war (in den „*scriptae*“ des (Nord-)Ostens überlebt sie tatsächlich teilweise bis ins 15. Jahrhundert). Aber bekanntlich wird das Schicksal der Kasusflexion gerade in dieser Zeit definitiv besiegelt. Offensichtlich setzen sich hier Tendenzen aus Varietäten des Nähebereichs (in Paris und einigen anderen Regionen) durch.

Es ist dabei unerheblich, dass der Prozess der Standardisierung in mittelfranzösischer Zeit und selbst im 16. Jahrhundert noch nicht völlig abgeschlossen ist. Restandardisierung kann sich durchaus noch während des Standardisierungsprozesses selbst ereignen. Eine solche Konstellation ist einfach Ausdruck der Tatsache, dass bei der Standardisierung Nähevarietäten die Chance erhalten, ihre Merkmale bzw. Innovationen in den entstehenden Standard einzubringen. Insgesamt gilt also:

- C. Restandardisierung liegt dort vor, wo während erfolgreicher oder nach bereits erfolgter Standardisierung sprachliche Phänomene des Nähebereichs Eingang in die präskriptive Norm des Distanzbereichs finden (Fig. 2).

Fest steht, dass derartige Prozesse im Französischen des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit abgelaufen sind. Als dann die Standardisierung des Französischen im 17. Jahrhundert ihren Abschluss findet, kommt in jedem Fall nur noch eine im Verhältnis zur altfranzösischen Epoche deutlich restandardisierte Norm in Frage.

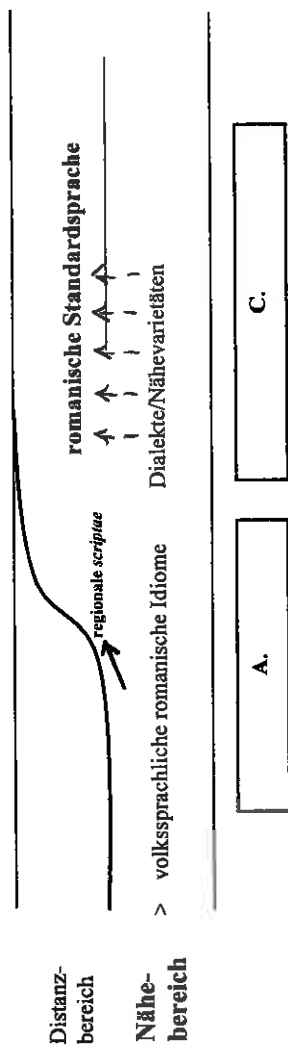


Fig. 2: Restandardisierung in der romanischen Sprachgeschichte

### 3 Innovative Lexik im Neufranzösischen

Ich möchte hier nun einen Blick auf Phänomene der Restandardisierung in der französischen Lexik werfen. Wertvolle Hilfe leisten dabei die Arbeiten von Stefenelli (1981; 1992). Auf den ersten Blick haben diese recht wenig mit einer varietätenbezogenen externen Sprachgeschichte zu tun. Es handelt sich vielmehr in erster Linie um Studien zur internen Geschichte des Französischen.

In Stefenelli (1992) wird untersucht, wie viele von den 1000 frequentesten klassisch-lateinischen Wörtern sich in den unterschiedlichen romanischen Sprachen erhalten haben. Eine erste Auszählung erfasst die „Verluste“ bis zur Frühphase der jeweiligen Sprachen (erfasst wird nur erbwörtliche Weiterführung; ich rechne Stefenellis positive Bestandszahlen hier in negative Verlustzahlen um, ohne Dialekte und Teilgebiete zu berücksichtigen):

Sprache	rm.	räto-rom.	sd.	kat.	pg.	sp.	fr.	it.	okz.
(ohne Dialekte)	747	675	662	597	584	575	548	553	529

Tab. 1: Anzahl der klassisch-lateinischen Wörter, die bis zur Frühphase der romanischen Sprachen verloren gegangen sind (nach Stefenelli 1992: 96)

Eine zweite Auszählung erfasst die „Verluste“ bis zum Zustand der heutigen Standardsprachen:

Sprache	rm.	fr.	sd.	räto-rom.	sp.	kat.	okz.	pg.	it.
	770	712	699	685	659	655	634	632	588

Tab. 2: Anzahl der klassisch-lateinischen Wörter, die bis zu den heutigen romanischen Standardsprachen verloren gegangen sind (nach Stefenelli 1992: 97)

Beide Tabellen vermitteln bemerkenswerte Informationen über die Dynamik in der französischen Lexik. In der mittelalterlichen Frühphase gehörte das Französische, zusammen mit Italienisch und Okzitanisch, noch zu den eher konservativen romanischen Sprachen – es hatte nur etwas mehr als die Hälfte des klassisch-lateinischen Wortbestandes verloren. Heute gehört es hingegen eindeutig zu den innovativen Sprachen mit ca. 71 % Verlust (im Gegensatz etwa zum Italienischen mit nur ca. 59 %). Diese Verluste müssen im Wesentlichen zwischen der altfranzösischen Zeit und der Normierung des 17. Jahrhunderts eingetreten sein.

Tab. 1 und 2 sind semasiologisch angelegt: Ausgangspunkt sind bestimmte lateinische Wortkörper, deren lexikalisches „Schicksal“ weiter verfolgt wird. Nun kommt es äußerst selten vor, dass ein Wort in der Diachronie ersatzlos aufgegeben wird.<sup>2</sup> Das semasiologisch zu verzeichnende Aussterben eines Wortes hat als onomasiologisch zu verzeichnendes Pendant in aller Regel den Ersatz durch eine oder mehrere lexikalische Innovationen, die Grundlage eines Bezeichnungswandels sind (vgl. Koch 2001a: 14–17). Es stellt sich also sofort die Frage, welche Wörter an die Stelle der 712–548 = 164 Wörter getreten sind, die seit dem Altfranzösischen verloren gingen.

Hier hilft uns speziell für das Französische Stefenelli (1981) weiter, eine Untersuchung, deren chronologischer Bezugspunkt genau der entgegengesetzte ist: die 1000 häufigsten Wörter des „français fondamental“ (Gougenheim et al. 1964). Streng genommen handelt es sich zwar auch hier um einen semasiologischen Einstieg, da das „français fondamental“ ja über Wortlisten und nicht über Begriffslisten definiert wird, aber Stefenelli interpretiert diese Liste onomasiologisch: Es geht ihm nämlich um „die Bezeichnungsgeschichte derjenigen (jeweils vorherrschenden) Begriffe, die den Lexemen dieser Liste entsprechen“ (1981: 10). Diese Vereinfachung erscheint mir für die vorliegende Fragestellung legitim, und sie liefert uns das Material, das wir brauchen, um untersuchen zu können, bei welchen Begriffen in der Diachronie Bezeichnungswandel eingetreten ist und – vor allem – woher die Innovation jeweils kam.

Für den uns interessierenden Übergang vom Altfranzösischen zum Neufranzösischen kommt Stefenelli auf 760 vergleichbare Begriffe,<sup>3</sup> von denen etwa ein Drittel von Innovationen zwischen 1300 und 1600 betroffen sind (vgl. ebd.: 202).<sup>4</sup>

Im Zusammenhang mit der Restandardisierung interessiert uns vorrangig die varietätenbezogene Herkunft der betreffenden Innovationen. Die Typik, nach der Stefenelli sie ordnet, hat prima facie nichts mit Varietäten zu tun. Da sie jedoch für unsere folgende Argumentation wichtig wird, sei sie hier in geraffter Form wiedergegeben (vgl. Stefenelli 1981: 171–201):

1. Ausbreitung bereits altfranzösischer Bezeichnungsvarianten:
  - a) Synonyme mit affektivem Gehaltswert: Typ *teste/tête* anstelle von *chief* ‚Kopf‘;
  - b) anschaulich-bildliche Varianten: Typ *beaucoup* anstelle von *mout* ‚viel‘;
  - c) onomatopoetische/kindersprachliche Formen: Typ *tomber* anstelle von *cheoir* ‚fallen‘;

- d) Intensivverben: Typ *travailler*, eigtl. ‚sich abplagen‘ anstelle von *ouvrer* ‚arbeiten‘;
- e) lautvollere, regelmäßige Synonyme: Typ *batell/bateau* anstelle von *nef* ‚Schiff‘;
- f) Diminutivformen: Typ *morceau* anstelle von *mors* ‚Stück‘ (innerhalb des „français fondamental“ allerdings kaum relevant).

2. Bedeutungsveränderungen (größtenteils in Überschneidung mit 1., vgl. z. B. 1.d).
3. Neubildungen:
  - a) Erweiterungen, Umbildungen: Typ *étranger* anstelle von *étrange* ‚fremd‘;
  - b) Ableitungen: Typen *armée* (von *armer*) anstelle von *ost* ‚Heer‘ und *col-ler* (von *colle*) anstelle von *glüer* ‚(an)kleben‘;
  - c) Zusammensetzungen, Verbindungen: Typen *jeune fille* anstelle von *pu-cele* ‚Mädchen‘ und *aujourd’hui* anstelle von *hui* ‚heute‘.
4. Gelehrter lateinischer Einfluss:
  - a) Latinismen: Typ *difficile* anstelle von *grief* (u. a.) ‚schwierig‘;
  - b) Relatinisierungen: Typ *histoire* anstelle von *estoire* ‚Geschichte‘.

Wie erkennen wir nun Einflüsse aus dem Nähebereich, die Elemente einer lexikalischen Restandardisierung des Französischen gewesen sein könnten?

#### 4 Sprachvarietäten und Sprachwandel

Die empirischen und theoretischen Arbeiten nicht weniger Linguisten suggerieren, dass der Nähebereich (die mündlichen Varietäten) ein besonders wichtiger, wenn nicht der Motor des Sprachwandels sei, was sich unter anderem in einem Konzept wie „français avancé“ niederschlägt, das für innovative und zugleich (tendenziell) nächsprachliche Varietäten des Französischen steht (vgl. u. a. Frei 1929; Bauche 1946f.; Hausmann 1975: 44; Harris 1978: 15; Mattheier 1988: 1440; Hock 1991: 466f.). Dagegen steht die These vom geradezu konservativen Charakter nächsprachlicher Varietäten (vgl. insbesondere Hunnius 1975; Meier 1977; Greive 1984; ferner die Diskussion in Schmitt 1980: 17f.). Selbstverständlich kann keine dieser beiden Extrempositionen einer kritischen Betrachtung standhalten (vgl. auch die Gesamtübersicht in Blanche-Benveniste & Jeanjean 1987: 9–37; speziell zum „français avancé“ Gadet 1998). Zum Glück braucht sich eine Richtigstellung allerdings nicht mit einem konturlosen So-

wohl-als-auch zu begnügen. Vielmehr versetzt uns der Diskussionsstand einerseits der Theorie des Sprachwandels, andererseits der heutigen Varietätenlinguistik in die Lage, eine Faktorisierung des Problems vorzunehmen.

Zunächst einmal ist an die von Coseriu bereits 1958 (78–80) getroffene fundamentale Unterscheidung innerhalb des Sprachwandels zwischen „Innovation“ und „Übernahme“/„Verbreitung“ zu erinnern. Die Übernahme setzt die individuelle Innovation, gleichsam als Initialzündung, voraus, aber vollzogen ist der Sprachwandel erst mit der Verbreitung einer Innovation innerhalb einer bestimmten Sprechergruppe, was eine Vielzahl von Übernahmen innerhalb dieser Gruppe bedeutet.

Rudolf Windisch verlängert nun diesen Gedankengang ins Varietätenlinguistische:

Für die Beschreibung des Sprachwandels stellt sich die Aufgabe, im Hinblick auf die drei Dimensionen Raum, soziale Schichtung und Situation den Ursprung von Neuerungen zu lokalisieren und dem Weg ihrer Übernahme nachzugehen. (Windisch 1988: 6)

Hier wird also eine ganz wichtige Unterscheidung eingeführt zwischen der Rolle von Sprachvarietäten bei der Innovation (Neuerung) und ihrer Rolle bei der Übernahme/Verbreitung.

Sobald man aber eine varietätenlinguistische Perspektive einnimmt, ergibt sich eine weitere Differenzierung einfach daraus, dass wir es im Bereich der Varietäten mit Regeln und Normen zu tun haben. Bei jeder (sprachlichen wie nichtsprachlichen) Regel ist zu unterscheiden zwischen dem, was „reguliert“, dem Regulans, und dem, was reguliert wird, dem Regulatum. So lautet eine lexikalische Regel des „français régional“ in Belgien und der Schweiz (= Regulans), dass der Begriff ABENDESSEN durch das Wort *souper* (= Regulatum) ausgedrückt wird. Aus diesen Überlegungen ergibt sich dann folgende Kreuzklassifikation (vgl. Koch i. Dr. b):

	(A) Regulatum	(B) Regulans
(1) Innovation	individuelle Schöpfung eines neuen Regulatums	individuelle Verletzung eines Regulans
(2) Übernahme/ Verbreitung	Übernahme/Verbreitung eines neuen Regulatums in eine oder mehrere Varietäten einer Sprache	kollektive Veränderung eines Regulans, d. h. Veränderung der Varietäten-Markierung eines Regulatums

Tab. 3: Phasen (1–2) und Aspekte (A/B) des Sprachwandels

Die Zeile (1) betrifft Ad-hoc-Innovationen im aktuellen Diskurs, die als solche noch keinen durch Übernahme/Verbreitung (Zeile 2) vollzogenen Sprachwandel darstellen, aber – außer in Fällen gezielter Sprachpolitik – Voraussetzung desselben sind. Allerdings bleibt zweifellos die Mehrzahl aller Ad-hoc-Innovationen auf der Strecke, bevor es zur Übernahme/Verbreitung in anderen Varietäten (Zeile 2) kommt.<sup>5</sup> Wie schon von Hermann Paul und Coseriu aufgezeigt und in der neueren Sprachwandel-Diskussion bestätigt wurde, geht es den Sprechern im aktuellen Diskurs ja auch gar nicht darum, ihre Sprache bewusst zu „verändern“, sondern einzig und allein darum, erfolgreich zu kommunizieren (vgl. Paul 1968: 32; Coseriu 1958: 112, 116f., 127f.; Keller 1994: 24f., 112f.): Die pragmatische Finalität (Persuasion, Selbstdarstellung usw.) heiligt das Wagnis der Innovation gegenüber den bestehenden Regeln.

Es ist evident, dass die Spalte (A) für Probleme der so genannten „internen“ Sprachgeschichte steht und die Spalte (B) für solche der so genannten „externen“ Sprachgeschichte, genauer: für einen Typ von Sprachwandel, den Hausmann (1979) besonders prägnant herausgearbeitet hat: ein bestimmtes sprachliches Phänomen geht von einer Varietät in eine andere über, erhält also eine andere bzw. zusätzliche Varietäten-Markierung. Auch bei diesem Prozess ist selbstverständlich zwischen der Ad-hoc-Innovation (B1) im Sinne eines einmaligen varietätenmäßigen „Fehlgriffs“ und der Übernahme/Verbreitung (B2) zu unterscheiden. (vgl. Oesterreicher 2001: 1583)

Zu präzisieren bleibt jetzt lediglich unser Verständnis von Sprachvariation. Windisch beruft sich in obigem Zitat auf die Differenzierung zwischen Diatopik, Diastratik und Diaphasik im Sinne Coserius, deutet aber im Fortgang seiner Darlegungen an, dass unter anderem auch die Unterscheidung „Sprechsprache versus Schreibsprache“ (1988: 6) einzubeziehen sei, also letztlich die bereits in Abschn. 1 eingeführte Unterscheidung Nähe/Distanz. Aus sprachtheoretischen und varietätenlinguistischen Gründen erweist sich Nähe/Distanz-Dimension

sogar als die eigentlich fundamentale, auf die alle anderen zurückzubeziehen sind (vgl. Oesterreicher 1988: 376–378; Koch 1999a; Koch & Oesterreicher 1990: 13–15; 2001: 605f.). Auch für das Verständnis des Sprachwandels – dies haben implizit bereits die Überlegungen in Abschn. 1 und 2 gezeigt – ist gerade die Unterscheidung Nähe/Distanz fundamental.

Nähe/Distanz stellen jedoch keine atomaren Größen dar, sondern ein Kontinuum, das sich aus dem Zusammenwirken einer ganzen Reihe kommunikativer Parameter ergibt: Öffentlichkeitsgrad, Grad der Vertrautheit der Partner, Grad der emotionalen Beteiligung, Grad der Situations- und Handlungseinbindung, physische Nähe/Distanz der Kommunikationspartner ( $\pm$  „face to face“), Dialog/Monolog, Spontaneitätsgrad u. a. m. (vgl. Koch & Oesterreicher 1990: 8f.; 2001: 586):

Wenn man nun die Relevanz von Nähe oder Distanz für den Sprachwandel ernsthaft diskutieren will, so ist es unumgänglich, alle vier Felder der Tab. 3 im Hinblick auf einschlägige kommunikative Parameterwerte zu „befragen“. Dabei kommt man, je nach Parameter und je nach Feld der Tab. 3, zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen (vgl. Koch & Oesterreicher 1996: 65–68; 2001: 590–591). Dazu nur zwei Beispiele: Der mittelalterliche Übersetzer eines lateinischen Textes muss bzw. will unter Umständen seine Volkssprache an die Situations- und Handlungsentbindung der Vorlage anpassen. In diesem Fall könnte es also gerade die kommunikative **Distanz** sein, die ihn **Innovationen** zur Erzielung einer komplexeren Syntax kreieren lässt (Feld A1). Dem gegenüber erfordert beispielsweise die für kommunikative **Distanz** typische physische (räumliche wie zeitliche) Trennung der Kommunikationspartner eine hochgradige diatopische Einheitlichkeit und diachrone Stabilität der Sprachnormen und -regeln; dies spricht **gegen** die **Übernahme** sprachlicher Phänomene aus nächstsprachlichen, insbesondere diatopischen Varietäten in die präskriptive Norm der Distanz (Feld B2).

## 5 Innovationen expressiver Mündlichkeit und ihre Ausbreitung

Nachdem exemplarisch die Vielfalt der Bedingungsbeziehungen zwischen Sprachwandel und Nähe/Distanz aufgezeigt worden ist, können wir uns nunmehr ohne Scheu fragen, wo typische Innovationen gerade der kommunikativen Nähe liegen, die es selbstverständlich auch gibt.

Hier fällt nun innerhalb von Stefenellis Typik lexikalischer Innovationen im Französischen zwischen 1300 und 1600 (s. Abschn. 3) der Blick sofort auf die Kategorie 1.a: „Synonyme mit affektivem Gehaltswert“. Hinter der Qualifizierung „affektiv“ verbirgt sich ein Rekurs auf den Parameterwert der starken emotionalen Beteiligung, der in Abschn. 4 als eines der Bestimmungsstücke kommunikativer Nähe/Distanz genannt wurde. In der Tat gibt es einen markanten Typ lexikalischer, aber auch grammatikalischer Innovationen, der nur auf der Folie starker emotionaler Beteiligung, im Rahmen so genannter „expressiver Mündlichkeit“ verstanden werden kann (vgl. Mair 1992; Koch & Oesterreicher 1996). Es handelt sich hier, wohlgemerkt, nicht um die einzige Quelle sprachlicher Innovation, aber doch um eine sehr wichtige, die retrospektiv aus den Ergebnissen des Sprachwandels (nach erfolgter Verbreitung) sehr klar identifiziert werden kann. Diese Quelle kann man in all denjenigen Fällen ansetzen, wo es plausibel ist, dass die Sprecher mit der betreffenden Innovation ein semantisch auffälliges Sprachmittel geschaffen haben, um ihre persuasiven Ziele besser zu erreichen, ihre Glaubwürdigkeit zu stärken, die Selbstdarstellung zu verbessern, witzig oder aggressiv zu sein usw.<sup>6</sup> Typischerweise zentrieren sich solche Innovationen – beobachtbar auch als Ad-hoc-Effekte in der Synchronie der Nähesprache – in ganz bestimmten Konzeptbereichen wie Lebensgrundlagen (Nahrungsaufnahme, Sexualität und Körper, körperliches Befinden und Tod u. a. m.), Gefühle und Bewertungen, auffällige Intensitäten und Quantitäten (einschl. Negation), Handlungsentwürfe, Orientierung im Blick auf Raum, Zeit und Redebeteiligte (vgl. Koch & Oesterreicher 1990: 114ff., 1996: 73f.).

Das in Abschn. 3 unter 1.a zitierte Beispiel *teste/tête* ist zweifellos eines der herausragenden Beispiele für diesen Typ von Innovation. Letztlich auf lat. *testa* ‚Tongefäß‘ zurückgehend, hat es zunächst einen seinerseits schon expressiven metaphorischen Wandel zu ‚Hirnschale, Schädel‘ erfahren, um dann wiederum in einer expressiven Metonymie die Bedeutung ‚Kopf‘ anzunehmen (vgl. DHLF: s.v. *tête*; Stefenelli 1981: 59). Beeindruckend ist die Zahl der sogar polygenetischen Parallelen zu diesem Wandel, was darauf hindeutet, dass wir es hier mit einem von mehreren kognitiv naheliegenden „Pfaden“ zu tun haben, deren Nutzung sich für lexikalische Innovationen bei der expressiven Bezeichnung des Begriffes KOPF anbietet (vgl. Koch & Oesterreicher 1996: 79; Koch 1997c: 231f., 236; Blank 1998: 20–26; Fritz 1998: 108f.).

Dass das Beispiel *teste/tête* in der betreffenden Periode der französischen Diachronie für einen ganzen Motivationstyp sprachlichen Wandels steht, wird auch von Stefenelli in aller Deutlichkeit herausgestellt:



Als eine wesentliche **Triebkraft** der Entwicklung ergibt sich in erster Linie das spontansprachliche Expressivitätsstreben, das – *teils gekoppelt mit dem Streben nach Lautfülle, Regelmäßigkeit und Eindeutigkeit* – einen Großteil der ausweitenden Verallgemeinerungen und einen guten Teil der Neuerungen bestimmt. Ein hoher Anteil der vordringenden neufranzösischen Bezeichnungstypen kennzeichnet sich (anfänglich) durch Affektiv- oder Intensivgehalt, bildhafte Anschaulichkeit, *phonische und morphologische Motivation* und kann sich offensichtlich vor allem wegen dieses expressiven Charakters gegenüber den traditionellen (*teils auch formal geschwächten*) Bezeichnungen durchsetzen (Stefenelli 1981: 203; Kursivdruck von mir, auf diese Teile des Zitats gehe ich in Abschn. 7 ein – P.K.).

Wie aber muss man sich den entsprechenden Sprachwandel – und ein solcher ist ja in diesem Fall irgendwann vollzogen – im Hinblick auf die in Tab. 3 vorgestellte Systematik vorstellen? Das Wort *teste* ist im Altfranzösischen immerhin seit dem *Alexiuslied* (1040/50) belegt und konkurriert über Jahrhunderte hinweg mit *chief*.

Hilfreich ist hier ein Gedankengang Walther von Wartburgs (1970:145–147), nach dem lexikalische Ersetzung keine „*creatio ex nihilo*“ und somit auch kein abruptes Geschehen ist. Vielmehr werden die Wörter einer Sprache, zumal wenn sie den oben genannten, affektiv aufgeladenen Konzeptbereichen zugeordnet sind, von einem Hof quasi synonym so genannter „Trabantenwörter“ umschwärmt, die als potenzielle Ersatzkandidaten bereitstehen. Ob sich eines dieser „gefühlbetonten“ oder „burlesken“ Trabantenwörter dann tatsächlich als Normalwort durchsetzt und welches dies ist, das entscheidet die konkrete Sprachgeschichte.

Es liegt nahe, die „Trabanten“-relation zumindest in vielen Fällen als Varietätendifferenz zu verstehen (vgl. auch Oesterreicher 2001: 1578). Die Ersetzung des Normalwortes durch einen Trabanten brächte in solchen Fällen also eine Veränderung der Varietäten-Markierung des Trabanten mit sich (= B2 in Tab. 3). Dieser Prozess der Übernahme und Verbreitung eines neuen Regulans ist jedoch ganz offensichtlich nicht mit der weiter oben beschriebenen Innovation aus der expressiven Mündlichkeit heraus identisch, die ein völlig neues Regulatum überhaupt erst ins Spiel bringt (= A1). Wir müssen also Wartburgs Gedankengang unter Bezugnahme auf Tab. 3 so ergänzen, wie es unten in Fig. 3 dargestellt ist (vgl. Koch & Oesterreicher 1996: 88f.) und wie es hier am Beispiel *teste/tête* exemplifiziert werden kann. Eine expressiv-mündliche Innovation wie z. B. lat. *testa* ‚Schädel‘, metaphorisch für ‚Kopf‘, wird *ad hoc* in den

Diskurs eingebracht (Pfeil A1). Diese Innovation wird übernommen und verbreitet sich in Varietäten des Nähebereichs auf Kosten des angestammten *caput* (Pfeil A2). Die Konkurrenz der altfranzösischen Fortsetzer stellt sich laut Stefenelli so dar, dass „*chief* meist einen abstrakten oder gehobenen Charakter zeigt, während sich *teste* vorwiegend mit affektiv-expressivem Gehaltswert verbindet“ (1981: 132; vgl. 1967: 104ff.), d. h., *chief* scheint der potenziell chancenreichere Kandidat für die – sich noch herausbildende – präskriptive Norm zu sein. Es fehlt jedoch auch in altfranzösischer Zeit offensichtlich nicht an Ad-hoc-Innovationen, die *teste* als Konkurrenzform zu *chief* in der präskriptiven Norm ins Spiel bringen (Pfeil B1). Schließlich wird *teste* definitiv in die präskriptive Norm aufgenommen, verliert also seine nächsprachliche Varietäten markierung (Pfeil B2).

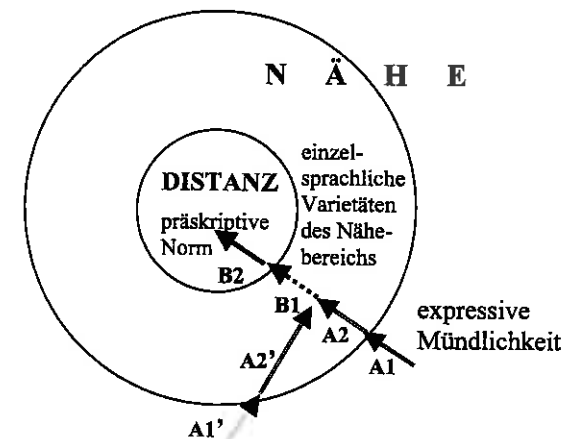


Fig. 3: Von der mündlichen Innovation zur präskriptiven Norm

In dem Augenblick, in dem *chief* gegenüber *teste* als archaisch empfunden und schließlich ganz aus der präskriptiven Norm verdrängt wird (spätestens zu Beginn des 17. Jahrhunderts), kann man m. E. von Restandardisierung (im Sinne von Abschn. 2) sprechen. Wir müssen also alle Etappen innerhalb der Fig. 3 unterscheiden und insbesondere den ersten Schritt der expressiv-mündlichen Innovation (A1), der den späteren Wandel allenfalls „induziert“, und den letzten

Schritt zur vollzogenen Restandardisierung (Ende von B2) grundsätzlich scharf voneinander trennen. Beides ist im Prinzip unabhängig voneinander denkbar.<sup>7</sup> Das Spezifikum der hier anvisierten Gruppe von Wörtern besteht aber gerade darin, dass sie, vermittelt über A2 und B1, beide Etappen durchlaufen haben. Wir wollen diese Gruppe verkürzt als „expressiv-mündliche Induktion + Restandardisierung“ (EMIR) bezeichnen.

## 6 Expressiv-mündliche Induktion + Restandardisierung in der vorklassischen Lexik

Hier stellt sich nun sofort die Frage, wie wichtig die damit identifizierte Gruppe EMIR eigentlich für die Geschichte des französischen Wortschatzes vor der Klassik ist.

In **qualitativer** Hinsicht zeigt ein genauerer Blick auf die von Stefenelli vorgelegte Typik lexikalischer Veränderungen (s. Abschn. 3), dass die uns interessierende Gruppe mit Sicherheit wesentlich mehr als nur den Typ 1.a „Synonyme mit affektivem Gehaltswert“ umfasst. Ebenfalls durch expressive Mündlichkeit induziert sind nämlich offensichtlich: anschaulich-bildliche Varianten (1.b), onomatopoeische/kinde Sprachliche Formen (1.c), Intensivverben (1.d) sowie Diminutivformen (1.f) – alle mit fließenden Grenzen zu 1.a. Wie schon angedeutet, ergeben sich außerdem vielfache Überschneidungen mit dem Typ 2. „Bedeutungsveränderungen“ (die ursprüngliche Expressivität der einzelnen Fälle bemisst sich hier an der Art des Bedeutungswandels und am jeweiligen Konzeptbereich). Auch hinter dem Typ 3. „Neubildungen“ verbergen sich manche relevanten Beispiele.<sup>8</sup>

In **quantitativer** Hinsicht bietet es sich an, Stefenelli folgend, Frequenzerhebungen des „français fondamental“ (FF) zugrunde zu legen (vgl. Abschn. 3). Um den prononciert lexikologischen Charakter der Untersuchung zu unterstützen, scheint es mir sinnvoll, die Liste zusätzlich einzuschränken durch Ausschluss aller grammatikalischen Elemente und aller Zahlwörter.<sup>9</sup> Da zudem die Entstehung der heutigen präskriptiven Distanz-Norm im Blickpunkt steht, habe ich alle – im betreffenden Corpus zahlreich vertretenen – Diskurspartikeln sowie nächstsprachlichen (diaphasisch niedrig markierten) Wörter ausgeschlossen.<sup>10</sup> Bezogen auf diesen reduzierten Bestand von 824 Wörtern zitiere ich die relativen Frequenzränge in Tab. 4 in der Spalte FF\* (daneben mit FF die eigentlichen Frequenzen des gesamten „français fondamental“). Insgesamt dürften hier also folgende Wörter der Gruppe EMIR anzuführen sein (vgl. das in

Stefenelli 1981: 59, 107, 132, 144–149, 154f., 171–188, 255–301 aufbereitete Material; ferner DHLF: s.vv.):

EMIR-Wort (Jh. des Erstbelegs, ggf. in der neuen Bedeutung)	verdrängtes Wort (Jh. des Aussterbens)	semantische Erläuterung zur mündlichen Innovation (A1) (zu den Typen des lexikalischen Wandels vgl. Blank 1997: 157– 344; i. Dr.; Koch 1994; 1999b; 2001a; 2001c)	Frequenzrang des EMIR- Wortes	
			FF*	FF
<i>beaucoup</i> (13.) (vgl. Baldinger 1959)	<i>mou</i> <sup>11</sup> (15./16.)	doppelte expressive Metonymie: ,schön' → ,groß', dann ,großer Schlag' → ,viel	22	80
<i>maintenant</i> (12./13.)	<i>or(e)</i> (16.)	metonymische Vorverlegung längs der Zeitachse: ,sofort' → ,jetzt' (gestützt auch durch physische Nähe)	42	116
<i>voilà</i> (13.)	<i>ez, es</i> (14.)	expressive Metonymie: ,Objekt sehen' → ,Referenzobjekt identifizieren' (+ Reanalyse: <i>voilà</i> = 1 Lexem mit dieser Bedeutung) (s. u. <i>voici</i> )	53	141
<i>déjà</i> < <i>des ja</i> (13.)	<i>ja</i> (Anf. 17.)	expressiv-redundantes Syntagma: ,vor dem erwarteten Zeitpunkt X' mit X = <i>ja</i> , vor dem erwarteten Zeitpunkt'	71	164
<i>s'appeler</i> (14.)	<i>avoir nom</i> (17.)	anschauliche Metonymie: ,gerufen werden' → ,auf en. Namen hören'	<i>appeler</i> : 78	176
<i>sortir</i> (12./13.)	<i>(e)issir</i> (Anf. 17.)	anschauliche Metonymie bei <i>sorti</i> : ,durch Los bestimmt' → ,ausgeschieden, hinausgegangen'	80	178
<i>travailler</i> (13./14.) ↓	<i>o(u)vrer</i> (17.)	hyperbolisch-expressive Metonymie: ,sich abplagen' → ,arbeiten' (vgl. parallel zum Altgaskognischen: Baldinger 1958)	82	185
<i>travail</i> (15.)	<i>uevre</i> (heute nur: Arbeitsergebnis)		86	194
<i>marcher</i> (12./14.)	<i>errer</i> (16.) <i>aller</i> (in dieser Bedeutung)	expressive Metonymie: ,mit den Füßen auftreten' → ,zu Fuß gehen'	100	215
<i>chercher</i> (13.)	<i>querrel/querir</i> (Anf. 17.)	expressive Metonymie: ,suchend durchstreifen' → ,suchen'	110	231
<i>raconter</i> (12.)	<i>(a)conter</i> (17.)	intensivierende Wortbildung bei konzeptueller Identität	142	273
<i>changer</i> (12.)	<i>muer</i> (17.)	anschauliche Metonymie: ,tauschen, wechseln' → ,ändern' (vgl. dt. <i>wie ausgewechselt</i> )	159	295

<i>tomber</i> (12./15.)	<i>ch(e)oir</i> (17.)	onomatopoetische Kreation, dann expressive Metonymie: ‚plumpsen‘ → ‚nach unten fallen‘	167	304
<i>teste/tête</i> (11.)	<i>ch(i)ef</i> (Anf. 17.)	s. Abschn. 5	186	328
<i>vi(s)te(ment)</i> (12.)	<i>tost</i> (in dieser Bedeutung) <i>isnelement</i> (Anf. 17.)	onomatopoetische Kreation (Etymologie allerdings mit Vorbehalt: vgl. DHLF: s.v. <i>vite</i> )	247	403
<i>couper</i> (11.)	<i>tailler</i> (als Normalwort)	expressive Konversion von ‚Schlag‘ ( <i>coup</i> ) mit Kontiguitätseffekt → ‚mit einem Schlag abtrennen‘	286	453
<i>joli</i> (14.)	<i>gent</i> (16.) <i>gentil</i> (in dieser Bedeutung)	expressive Metonymie: ‚heiter‘ → ‚hübsch‘	292	461
<i>tirer</i> (11., zunächst Intensivbedeutung)	<i>traire</i> (in dieser Bedeutung: Anf. 17.)	hyperbolische Bedeutungs-erweiterung: ‚zerren‘ → ‚ziehen‘	314	485
<i>enlever</i> (13.) (neben <i>ôter</i> )	<i>tolir/toudre</i> (Anf. 17.)	expressive Metonymie: ‚wegheben‘ → ‚wegnehmen‘	331	508
<i>aujourd'hui</i> <sup>12</sup> (14.)	<i>hui</i> (Anf. 17.)	expressiv-redundantes Syntagma: ‚am Tag X‘ mit X = ‚am Tag der Äußerung‘	363	549
<i>tuer</i> (12.) (vgl. Stefenelli 1967: 187ff.)	<i>oc(c)ire</i> (17.)	expressiv-dysphemistische <sup>13</sup> Metapher: ‚auslöschen‘ → ‚töten‘	402	593
<i>rencontrer</i> (13.)	<i>Encontrer</i> (Anf. 17.)	intensivierende Wortbildung bei konzeptueller Identität	415	611
<i>morceau</i> (12.)	<i>mors</i>	affektive Generalisierung eines Diminutivs	464	664
<i>fermer</i> (13./14.)	<i>clorre</i> (17.)	hyperbolische Generalisierung: ‚fest (mit Riegel/Schlüssel) zuschließen‘ → ‚schließen‘	484	686
<i>voici</i> (12.)	<i>ez, es</i> (14.)	expressive Metonymie: ‚Objekt sehen‘ → ‚Referenzobjekt identifizieren‘ (+ Reanalyse: <i>voici</i> = 1 Lexem mit dieser Bedeutung) (s. o. <i>voilà</i> )	634	852
<i>so(u)ffrir</i> (16.)	<i>do(u)loir</i> (17.)	expressive Metonymie: ‚erdulden‘ → ‚leiden‘	676	900
<i>gauche</i> (15.)	<i>senestre</i> (17.)	abergläubisch-expressive Metonymie: ‚schief; ungeschickt‘ → ‚links‘	701	928
<i>poule</i> (?)	<i>geline</i> (17.)	affektive Generalisierung ‚junges Huhn‘ (?) → ‚Huhn‘	709	936

<i>canard</i> (13.)	<i>ane</i> (14.)	onomatopoetische Derivation mit Kontiguitätseffekt: <i>caner</i> ‚schnattern‘ → ‚Ente‘	710	938
<i>frap(p)er</i> (15.)	<i>ferir</i> (16.)	onomatopoetische Kreation	717	949
<i>droit</i> (15.)	<i>destre</i> (Anf. 17.)	abergläubisch-expressive Metonymie: ‚gerade‘ → ‚rechts‘ (s. o. <i>gauche</i> )	742	979
<i>tante</i> (12./13.)	<i>ante</i> (16.)	expressive Aufnahme einer kindersprachlichen Artikulation	775	1013
<i>tromper</i> (13.?)	<i>deçoivre/decevoir</i> (17.) <i>enganer</i> (17.)	scherzhafte Metapher: ‚mit der Trompete blasen‘ → ‚täuschen‘	809	1048

Tab. 4: Wörter mit expressiv-mündlicher Induktion + Restandardisierung (EMIR) im vorklassischen Französisch

Hinsichtlich der Phase der expressiv-mündlichen Induktion (A1), die am Anfang aller Wortgeschichten steht, fällt die hohe Zahl der kontiguitätsgesteuerten Prozesse, insbesondere der Metonymien, auf. Nebenbei sei bemerkt, dass dies nur eine weitere der sich mehrenden Evidenzen dafür ist, dass die Metonymie – oder allgemeiner: die Relation der Kontiguität – in lexikalischen Prozessen besonders häufig genutzt wird (vgl. auch Koch 2001c).

Wann die expressive – metonymische oder nichtmetonymische – Innovation jeweils genau stattgefunden hat, liegt selbstverständlich im historischen Dunkel. Als „terminus ante quem“ haben wir jeweils nur den Erstbeleg (erste Spalte von Tab. 4), der aber bereits Prozesse der Übernahme/Verbreitung (A2 in Tab. 3) voraussetzt. Sicher ist sodann, dass jedes einzelne EMIR-Wort in niedergeschriebenen Texten mit dem Wort, das wir in onomasiologischer Ex-post-Perspektive als seinen „Vorgänger“ bezeichnen können (zweite Spalte von Tab. 4), oft über Jahrhunderte hinweg koexistiert und konkurriert (mit im Detail erheblichen chronologischen Unterschieden). Hier müsste bei einer genaueren Untersuchung der konzeptionelle Charakter der jeweiligen Texte kontrolliert werden (das Geschehen im Nähebereich außerhalb der graphischen Fixierung entzieht sich ja leider unserem Einblick). Es dürfte aber hinsichtlich der Varietätenuordnung (B in Tab. 3) Stefenellis Einschätzung plausibel sein, dass das EMIR-Wort – in unseren Termini – eher dem Nähebereich zuneigt, was sich angesichts seiner expressiv-mündlichen Induktion auch gut begründen lässt. Dass in alt- und mittelfranzösischer Zeit die Fluktuationen hier noch relativ groß sind, dürfte angesichts einer sich selbst noch suchenden Standardisierung nicht überraschen.

Entscheidend ist in jedem Fall, dass bis zur frühneuf Französischen Epoche in einer Restandardisierung-in-der-Standardisierung die EMIR-Wörter im Distanzbereich die Oberhand gewinnen. Wie man aus Tab. 4 ersieht, sind immerhin 33 der rund 800 lexikalischen Wörter des „français fondamental“ diesen Weg gegangen (ca. 4 %). Unter den 100 häufigsten von ihnen sind es sogar 9 %.

Bemerkenswerterweise ratifiziert die Kodifizierung des 17. Jahrhunderts diesen Umbruch. Maßgebliche Grammatiker des „siècle classique“ weisen u. a. gerade einige der Vorgänger der EMIR-Wörter bereits als archaisch zurück (vgl. Stefenelli 1981: 208f.): *or, jà, chef, isnel, (re)traire, férir* (Malherbe); *issir, tollir, hui, occire, douloir, senestre, dextre* (Mlle de Gournay, Oudin); *ouvrer, quérir, cheoir, clore* (Vaugelas). Nun erhebt das präskriptive Normideal des 17. Jahrhunderts zwar keinesfalls – wie oft fälschlich dargestellt – einfach die gesprochene Sprache (Nähesprache) zum Bezugspunkt, sondern eine sehr reflektierte, die Anstrengung aber verbergende Sprechweise (vgl. Bader 1990: bes. 210–217). Insofern ist es geradezu nahe liegend, dass nicht nur offener Nähesprachlichkeit, sondern auch lexikalischen Exzessen in Richtung extremer Distanzsprachlichkeit, hoher Diaphasik und Archaismus eine Absage erteilt wird. Es bietet sich an, Bezeichnungsalternativen zu wählen, die inzwischen erheblich an Boden gewonnen haben und die insbesondere in den Wirren der mittelfranzösischen Zeit und im 16. Jahrhundert ihre ursprüngliche Nähesprachlichkeit zumindest ansatzweise überwinden konnten. Auch Stefenelli (1981: 169f., 203) sieht einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Krisen im außersprachlichen Bereich und der lexikalischen Erneuerung, wie es bereits oben in Abschn. 2 angedeutet wurde. Nach mehreren Jahrhunderten eines beschleunigten „Rhythmus“ setzt die Kodifizierung des 17. Jahrhunderts also auch im Lexikon mit einer vergleichweisen „modernen“ präskriptiven Norm ein. Dies bedeutet die Besiegelung des Wandels der Varietätenmarkierung im Sinne von B2 in Tab. 3. Wir haben es letztlich mit der Sanktionierung eines „change from below“ im Sinne Labovs (1994: 78, 155–158) durch die präskriptive Norm zu tun.

Um kein falsches Bild zu suggerieren, muss ausdrücklich betont werden, dass dieser „change from below“ keineswegs die einzige Tendenz in der komplexen lexikalischen Dynamik der vorklassischen Epoche ist. Immerhin erwähnt sei hier die Zufuhr an gelehrten Latinismen, die dann teilweise auch Erbwörter verdrängen (vgl. Typ 4. in Abschn. 3 sowie Stefenelli 1981: 189–196, 202). Dies kann man selbstverständlich nur als „change from above“, also als distanzsprachlich induzierten Wandel, interpretieren.

## 7 Ausblick: Sonstige Restandardisierungsphänomene in der vorklassischen Lexik

Die in Tab. 4 aufgeführten EMIR-Wörter stellen zweifellos einen Kernbestand der restandardisierten französischen Lexik dar, weil sie erstens vergleichsweise frequent sind und weil sich zweitens ihre Herkunft aus dem Nähebereich methodisch vergleichsweise sicher nachweisen lässt. Wir können jedoch annehmen, dass der Bestand an restandardisierten lexikalischen Bezeichnungen noch deutlich über die in Tab. 4 aufgeführten 4% (bzw. 9 % der 100 frequentesten lexikalischen Wörter) hinausgeht. Dies kann hier nur noch angedeutet werden.

Stefenelli (1967: 94ff.; 1981: 132, 136, 145, 171) zeigt beispielsweise auf, dass afr. *vile* ‚Dorf‘ ab dem „Rolandslied“ in der Bedeutung ‚Stadt‘ in Konkurrenz zu dem angestammten *cité* tritt, das es dann im 17. Jahrhundert verdrängt. Wir haben es hier in semantischer Hinsicht mit der Verlagerung einer taxonomischen Kategorie und insbesondere ihres Prototypen zu tun, was jedoch keinesfalls auf expressive Mündlichkeit,<sup>14</sup> sondern allenfalls auf Entwicklungen mittelalterlicher Siedlungsformen (Städte, die aus Dörfern entstanden sind) zurückzuführen ist. In diesem Fall lässt sich die anfängliche Verbreitung (A2) von *vile* ‚Stadt‘ im Nähebereich also allenfalls – durchaus glaubhaft – über varietätenlinguistische Beobachtungen an Texten begründen (s. Tab. 5).

Auf so sicherem kulturgeschichtlichem Boden bewegen wir uns allerdings nicht immer. Bekanntes Beispiel eines Bezeichnungswandels in der uns interessierenden Epoche ist etwa afr./mfr. *falir/falloir* ‚fehlen‘, das ab dem 13. Jahrhundert in Konkurrenz zu dem angestammten *estovoir* ‚nötig sein‘ tritt und dieses im 14. Jahrhundert verdrängt. Bei *falir* hat sich hier ein ganz bestimmter Typ von Metonymie vollzogen, bei dem der Hörer eine gegebene Äußerung, die das betreffende Verb enthält (z. B. (1)), ohne Widerspruch zum pragmatischen Kontext – sei es im Sinne einer angestammten Bedeutung ‚fehlen‘, sei es im Sinne einer neuen, dazu kontigen Bedeutung ‚nötig sein‘ – interpretieren kann; man sollte hier von „hörerinduzierter Metonymie“ sprechen (vgl. Koch i. Dr. c).

(1) afr. *Il ne me faut plus nule rien.*

Ganz sicher hat dies nichts mit expressiver Mündlichkeit zu tun. Aber der geschilderte pragmatische Mechanismus, der Situations- und Handlungseinbindung voraussetzt, spricht doch eher für eine Entstehung im Nähebereich, nur dass es sich eben um eine weniger spektakuläre Innovation handelt. Hinzu kommt ein weiterer Gesichtspunkt: Sicherlich begünstigt durch den metonymi-

schen Bedeutungswandel (sowie durch Schwächen in der Kasusmarkierung), findet bei *falir/falloir* eine syntaktische Reanalyse des obligatorischen Hauptaktanten statt. Im Altfranzösischen wäre *nule rien* in (1) zunächst als Subjekt zu verstehen, doch beginnen hier schon die Zweifel. Im Neufranzösischen ist das Verb als unpersönlich und der betreffende Aktant eindeutig als direktes Objekt anzusehen (*Il le faut*). Es ist aber wenig wahrscheinlich, dass solche syntaktischen Reanalysen im Distanzbereich stattfinden. Sie dürften eher in dem der präskriptiven Norm fernen Nähebereich geschehen.

Wir hätten mit *falir/falloir* zwar nur ein weiteres, aber immerhin ein sehr illustres Beispiel für lexikalische Restandardisierung in der fraglichen Zeit gefunden, handelt es sich doch um ein extrem frequentes und wichtiges Wort (Frequenzrang FF\*: 12):

neues Wort (Jh. des Erstbelegs, ggf. in der neuen Bedeutung)	verdrängtes Wort (Jh. des Aussterbens)	semantische und/oder varietätenlinguistische Erläuterung	Frequenzrang des EMIR- Wortes	
			FF*	FF
<i>falir/falloir</i> (13.)	<i>estouvoir</i> (14.)	hörerinduzierte Metonymie: ‚fehlen‘ → ‚nötig sein‘ mündliche Innovation (A1)	12	59
<i>vil(l)e</i> (11.)	<i>cité</i> (17.)	taxonomische Veränderung (Prototyp): ‚Dorf‘ → ‚Stadt‘ Verbreitung im Nähebereich plausibel (A2)	132	261
<i>batell/bateau</i> (12.)	<i>nef</i> (17.)	Lautfülle/Regelmäßigkeit/Homonymendifferenzierung als „Wettbewerbsvorteil“ bei der Übernahme im Nähebereich? (A2)	426	623
<i>jeune fille</i> (15.)	<i>pucele</i> (17.)	sprachliche Motiviertheit als „Wettbewerbsvorteil“ bei der Übernahme im Nähebereich? (A2)	804	1043

Tab. 5: Beispiele für weitere Typen von Wörtern mit Restandardisierung im vorklassischen Französisch

HJ

In dem Stefenelli-Zitat in Abschn. 5 hatte ich zunächst die von mir nicht kursiv gesetzten Passagen außer Acht gelassen. Es handelt sich dabei jedoch um Aspekte, die für die gesamte Betrachtungsweise des Autors von zentraler Bedeutung sind und denen man in seinem Buch auf Schritt und Tritt begegnet.

Betrachten wir zunächst das „Streben nach Lautfülle, Regelmäßigkeit und Eindeutigkeit“. Dies ist ein alter Topos der historischen Sprachwissenschaft,

nach dem der Umfang des Lautkörpers (bzw. vor allem seine unvermeidbare Schrumpfung; vgl. Anm. 12), die morphologische Regelmäßigkeit sowie die Gefahr von Homonymenkollisionen Moventia des Sprachwandels sein sollen (vgl. auch Typ 1.e in Abschn. 3). Eines der zahlreichen Beispiele, die für die uns interessierende Restandardisierung relevant sind, ist die Ersetzung von *nef* durch *bateau* (s. Tab. 5). Aus unseren Überlegungen zum Sprachwandel in Abschn. 4 ergibt sich, dass die hier angeführten Punkte, die ja explizit auf Sprachwandel abzielen, wohl kaum Motive des Sprechers bei der Innovation ((1) in Tab. 3) sein können, da dieser ja gerade nie die Veränderung seiner Sprache im Auge hat. Im Übrigen handelt es sich hier um komparative Kriterien (der Lautkörper soll umfangreicher, die Morphologie regelmäßiger werden usw.). Ein solcher Vergleich ist aber erst möglich, wenn bereits mindestens zwei alternative Formen vorliegen. Insofern können derartige Kriterien allenfalls auf der Ebene der Übernahme/Verbreitung ((2) in Tab. 3) ins Spiel kommen (vgl. Koch, i. Dr. b). Große Lautfülle, Regelmäßigkeit usw. könnten in diesem Fall einen „Wettbewerbsvorteil“ für die Übernahme (A2) darstellen. Diese Sicht der Dinge wird im Übrigen auch durch das Beispiel *bateau/nef* bestätigt: Bei *bateau* handelt es sich letztlich um eine Entlehnung aus dem Englischen in den normannischen Dialekt (vgl. Stefenelli 1981: 165), die zunächst ohne jede Zweckausrichtung auf die Konkurrenz mit *nef* geschah. Übrigens haben natürlich auch manche unserer EMIR-Wörter in Tab. 4 nebenbei solche Wettbewerbsvorteile genossen (vgl. auch ebd.: 170).

Ob nun die genannten Wettbewerbskriterien typisch für Verbreitungsprozesse im Nähebereich sind, wäre noch genauer zu diskutieren. Bezeichnend ist immerhin, dass sich präskriptive Normen oft explizit gegen Innovationen auf dieser Schiene entscheiden (und sich damit vom Nähebereich bewusst abkoppeln). Es ist also zumindest nicht auszuschließen, dass der Typ *bateau/nef* zu unserem lexikalischen Restandardisierungsbestand hinzuzunehmen wäre, insofern es sich letztlich um eine Veränderung vom Nähebereich her handelt,<sup>15</sup> und damit käme zu unserer Bestandsaufnahme eine erhebliche Zahl an Bezeichnungswechseln hinzu, die hier in Tab. 5 nur stellenvertretend durch *bateau/nef* angedeutet ist.

Kommen wir nun zu einer weiteren im Stefenelli-Zitat angesprochenen Kriteriengruppe: der „phonische[n] und morphologische[n] Motivation“. Emblematisches Beispiel ist hier *jeune fille* als Ersatz für *pucele*. Sprachliche Motiviertheit, die Ausdrucks- und Inhaltsseite miteinander korreliert, ist zweifellos eine Grundtendenz, die in allen Sprachen und Varietäten gleichermaßen angelegt ist. Als Movens tatsächlicher Innovationen (A1) tritt die Herstellung von Motiviertheit bei dem doch wohl eher nächstsprachlichen Phänomen der

Volksetymologie (vgl. Blank 1997: 303–317) in Erscheinung. Hier handelt es sich allerdings um ein semasiologisches Problem (Modifikation eines bestehenden Wortes), während es im vorliegenden Fall um das onomasiologische Probleme der völligen Neu-Bezeichnung geht. Bezeichnungserneuerung mit Hilfe von Wortbildung, Phraseologie usw. ist aber ein im Prinzip varietäten-unabhängiges Vermögen und Bedürfnis der Sprecher. Es werden zu jeder Zeit ständig motivierte lexikalische Innovationen in die Welt gesetzt. Insofern könnte sich die Motiviertheit – wiederum als komparatives Kriterium – allenfalls bei der Übernahme/Verbreitung (A2) als Wettbewerbsvorteil auswirken. Auch hier wäre – mit allen Vorbehalten – zu überlegen, ob Motiviertheit Wettbewerbsvorteile typischerweise für Verbreitungsprozesse im Nähebereich bietet. Bezeichnend ist auch in diesem Fall, dass sich präskriptive Normen oft explizit gegen remotivierende Innovationen entscheiden (und sich damit vom Nähebereich bewusst abkoppeln). Es ist also wiederum nicht auszuschließen, dass der Typ *jeune fille / pucele* (das Beispiel steht wieder nur stellvertretend für mehrere andere) zu unserem lexikalischen Restandardisierungsbestand hinzuzunehmen wäre, insofern es sich letztlich um eine Veränderung vom Nähebereich her handelt.

Der Weg der in Tab. 5 exemplifizierten (potenziellen) Restandardisierungstypen könnte so wie in Fig. 3 über die Pfeile (A1'–)A2'–B1–B2 symbolisiert werden (A1' ist nicht für alle Typen identifizierbar).

Das Gesamtaufkommen der ehemaligen lexikalischen Restandardisierung im Bereich des heutigen „français fondamental“ konnte in diesem Rahmen noch nicht exakt ausgemessen werden, aber der Kern und die möglichen Erweiterungen deuten sich an; eine erste Typologie, die varietätenlinguistisch und sprachwandeltheoretisch abgesichert ist, wird in Tab. 4 und 5 sichtbar. Mit Sicherheit stellt die betrachtete Epoche eine Zeit der Beschleunigung des Rhythmus der Sprachgeschichte dar, wie es eingangs erläutert wurde. Die Veränderungen der präskriptiven Norm haben sicherlich zu der Differenz beigetragen, die die modern-standardfranzösische von der altfranzösischen Lexik trennt. Wie revolutionär diese Vorgänge im Grunde waren, zeigt uns ein Blick auf die Gegenwart, in der – auch in der Lexik (vgl. Stefenelli 1981: 238–252) – eine Restandardisierung nicht in Sicht ist, wohl aber von einer „crise du français“ gesprochen wird, hinter der sich jedoch eigentlich etwas ganz anderes verbirgt:

Die vermeintliche Krise [...] resultiert eher aus dem Gegensatz zwischen einer Schriftnorm („français cultivé / élaboré / style soutenu“), die auf wesentliche Kriterien des klassischen Ideals nicht verzichten mag, und den

unterschiedlichen Registern der gesprochenen Sprache („français populaire/argotique [...]“ [...]), die Ausdruck zeitgemäßer Anforderungen an die „langue parlée“ sind. (Windisch 2002: 36)

Eine – nicht nur lexikalische – Kluft zwischen Nähe- und Distanzbereich also, die sich ohne Restandardisierung nicht wird überbrücken lassen.

### Anmerkungen

- 1 Für das Rumänische gelten Sonderbedingungen insbesondere insofern, als hier die romanische Volkssprache dem Altkirchenslawischen und nicht dem Latein den Distanzbereich abringen musste.
- 2 Dies geschieht in der Regel nur dann, wenn die von dem betreffenden Wort bezeichnete kulturelle Realität untergeht wie z. B. bei afr. *hauberc* u. Ä.
- 3 Die Differenz zwischen 1000 und 760 entspricht der Zahl der Begriffe, die im Altfranzösischen (noch) nicht versprachlicht waren.
- 4 Rein semasiologisch ermittelte hohe Verluste stellt auch Messner (1977: 54–57) beim Vergleich des Wortbestandes des „Rolandsliedes“ mit dem heutigen Wortschatz fest.
- 5 Zum Problem der Habitualisierung lexikalisch-semantischer Ad-hoc-Innovationen bis hin zu ihrer Lexikalisierung, die den Sprachwandel besiegelt, vgl. für die Metapher Koch (1994: 203–209); für die Metonymie (2001c: 206f.); übergreifend Blank (1997: 116–130), dessen Modell in Koch (i. Dr. b) dann generell auf den Sprachwandel übertragen wird.
- 6 Vgl. zur Motivation des lexikalischen Wandels in diesem Rahmen Blank (1997: 394–403); zur Relevanz von Beglaubigungsstrategien für grammatikalische Innovationen vgl. etwa Detges (1999; 2001).
- 7 Auch in empirischer Hinsicht haben A1 und B2 einen sehr unterschiedlichen Status: B2 können wir in den Texten der Vergangenheit verfolgen (in der Endphase neuerdings etwa durch FRANTEXT, worauf hier aus Platzgründen verzichtet wird). A1 ist demgegenüber nicht unmittelbar belegt, und selbst wenn es belegt wäre, bliebe die Interpretation dieses Belegs von der expressiven Mündlichkeit her eine Konjektur, die allerdings durch die weiter oben angedeuteten polygenetischen Parallelen nicht der Plausibilität entbehrt.
- 8 In onomasiologischer Perspektive wird ohnehin die Äquivalenz von Bedeutungswandel, Wortbildung und weiteren lexikalischen Verfahren deutlich: vgl. Koch (1999b: 157–159; 2001a: 14–22; 2001c: 231–233; Blank i. Dr.).
- 9 Die Sonderstellung der Zahlwörter bedarf sicherlich keiner zusätzlichen Erläuterung. Auch die Ausgrenzung grammatikalischer Wörter dürfte vom Prinzip her einleuchtend sein, selbst wenn die Abgrenzung im Detail sicherlich diskutabel ist. Ich habe alle Artikelwörter, Pronomina (Ausnahme: Allausdrücke), Negationswörter, Präpositionen und Konjunktionen ausgeschlossen, um einen klaren Schnitt zu setzen. Wie wichtig eine solche Ausgrenzung ist, verdeutlicht etwa die Tatsache, dass die fünf frequentesten wirklich lexikalischen Wörter im gesamten „français fondamental“ die Rangnummern 1 (*être*), 2 (*avoir*), 19 (*faire*), 28 (*dire*) und 34 (*aller*) haben. Die „Lücken“ dazwischen werden von grammatikalischen Wörtern ausgefüllt.
- 10 Die verbleibenden Wörter sind somit Normalwörter des Französischen, die damit aber

- 11 auch zur präskriptiven Norm gehören.  
 12 In der Bedeutung ‚sehr‘ wird *mout* hingegen von *très* ersetzt, das nicht hierher gehört. Man beachte, dass dies eines der Standardbeispiele für ein Kreislauf-Modell des Sprachwandels nach dem Schema „lautliche Schrumpfung → lexikalische Anreicherung → Verschmelzung → lautliche Schrumpfung usw.“ ist (vgl. Lüdtkke 1980; Keller 1994: 145f.). Erstaunlicherweise wird dabei aber weder die Natur der expressiven Innovation (A1) noch der für diesen Fall wesentliche Wechsel der Varietätenmarkierung (B2) berücksichtigt (vgl. Koch & Oesterreicher 1996: 75–78; Oesterreicher 2001: 1577–1579).
- 13 Ein euphemistischer Effekt, wie Stefenelli (1981: 59) ihn in Erwägung zieht, würde Expressivität ausschließen. Angesichts der konzeptuellen Gegebenheiten scheint mir aber ein (expressiver) Dysphemismus plausibler.
- 14 Wenn Stefenelli *vile* ‚Stadt‘ als „anschaulichere Alltagsbezeichnung“ (1981: 132, 171) qualifiziert, so ist das in diesem Sinne zumindest missverständlich.
- 15 Interessanterweise qualifiziert Vaugelas auch *nef* als archaisch ab (vgl. Stefenelli 1981: 209).

## Literatur

- Albrecht, J., Lüdtkke, J. & Thun, H. (Hrsg.) (1988). *Energie und Ergon. Sprachliche Variation, Sprachgeschichte, Sprachtypologie*. *Studia in honorem E. Coseriu*. 3 Bde Tübingen.
- Bader, E. (1990). *Celare artem*. Kontext und Bedeutung der stilistischen Anweisung ‚Schreibe, wie du redest!‘ im 16./17. Jahrhundert (Italien, Spanien, Frankreich). In: Raible, W. (Hrsg.). *Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereichs „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“*. Tübingen, 197–217.
- Baldinger, K. (1958). Vom Affektwort zum Normalwort. Das Bedeutungsfeld von *agask*. *tre-balh* ‚Plage, Arbeit‘. In: Keller, H.-E. (Hrsg.). *Etymologica*. Walther v. Wartburg zum 70. Geburtstag. Tübingen, 59–93.
- Baldinger, K. (1959). Le remplacement de ‚moult‘ par ‚beaucoup‘. A propos des bases méthodologiques d’un dictionnaire du moyen français. In: Baldinger, K. *Die Faszination der Sprachwissenschaft. Ausgewählte Aufsätze zum 70. Geburtstag*. Tübingen, 355–389.
- Blanche-Benveniste, C. & Jeanjean, C. (1987). *Le français parlé*. Transcriptions et édition. Didier.
- Bauche, H. (1946). *Le langage populaire. Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu’on le parle dans le peuple avec tous les termes d’argot usuel*. Paris.
- Berkenbusch, G. & Bierbach, C. (Hrsg.) (1994). *Soziolinguistik und Sprachgeschichte: Querverbindungen*. Brigitte Schlieben-Lange zum 50. Geburtstag von ihren Schülerinnen und Schülern überreicht. Tübingen.
- Blank, A. (1997). Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen. Tübingen.
- Blank, A. (1998). Der ‚Kopf‘ in der Romania und anderswo. Ein metaphorisches (und metonymisches) Expansions- und Attraktionszentrum. In: Gil, A. & Schmitt, C. (Hrsg.).

- Kognitive und kommunikative Dimensionen der Metaphorik in den romanischen Sprachen. Bonn, 11–32.
- Blank, A. (i. Dr.). Words and concepts in time. Towards diachronic cognitive onomasiology. In: Schwarze, C. & Eckard, R. (Hrsg.). *Words in Time*.
- Brumme, J. & Wesch, A. (Hrsg.) (1999). *Normen und Subnormen in Geschichte und Gegenwart. Methoden ihrer Rekonstruktion und Beschreibung*. Wien.
- Coseriu, E. (1958). *Sincronia, diacronia e historia. El problema del cambio lingüístico*. Montevideo.
- Coseriu, E. (1988). Linguistic change does not exist. In: Albrecht, J. et al. (1988). I, 147–157.
- Detges, U. (1999). Wie entsteht Grammatik? Kognitive und pragmatische Determinanten der Grammatikalisierung von Tempusmarkern. In: Lang, J. & Neumann-Holzschuh, I. (Hrsg.). *Reanalyse und Grammatikalisierung in den romanischen Sprachen*. Tübingen, 31–52.
- Detges, U. (2001). *Grammatikalisierung. Eine kognitiv-pragmatische Theorie, dargestellt am Beispiel romanischer und anderer Sprachen*. Tübingen (Habilitationsschrift).
- DHLF = Rey, A. (Hrsg.) (2000). *Dictionnaire historique de la langue française*. Paris.
- Eckert, G. (1986). *Sprachtypus und Geschichte. Untersuchungen zum typologischen Wandel des Französischen*. Tübingen.
- Frei, H. (1929). *La grammaire des fautes*. Paris.
- Fritz, G. (1998). *Historische Semantik*. Stuttgart; Weimar.
- Gadet, F. (1998). Le ‚français avancé‘ à l’épreuve de ses données. In: Bilger, M.; van den Eynde, K. & Gadet, F. (Hrsg.). *Analyse linguistique et approches de l’oral. Recueil d’études offert en hommage à C. Blanche-Benveniste*. Leuven; Paris, 59–68.
- Gougenheim, G., Michéa, R., Rivenc, P. & Sauvageot, A. (1964). *L’élaboration du français fondamental (1<sup>er</sup> degré)*. Paris.
- Greive, A. (1984). Remarques sur l’histoire du français parlé. In: *Cahiers de l’Institut de Linguistique (Louvain)* 10, 65–76.
- Harris, M. B. (1978). *The Evolution of French Syntax. A Comparative Approach*. London.
- Hausmann, F. J. (1975). *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. In: *Romanistisches Jahrbuch* 26, 19–45.
- Hausmann, F. J. (1979). Wie alt ist das gesprochene Französisch? Dargestellt speziell am Übergang von *j’allons* zu *on y va*. In: *Romanische Forschungen* 91, 431–444.
- Hausmann, F. J. (Hrsg.) (1983). *Die französische Sprache von heute*. Darmstadt.
- Hock, H. H. (1991). *Principles of Historical Linguistics*. Berlin; New York.
- Hunnius, K. (1975). Archaische Züge des langage populaire. In: Hausmann, F. J. (1983), 345–365.
- Keller, R. (1994). *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen.
- Koch, P. (1988a). Italienisch: Externe Sprachgeschichte I. In: *LRL IV*, 343–360.
- Koch, P. (1988b). Norm und Sprache. In: Albrecht, J. et al. (1988). II, 327–354.
- Koch, P. (1994). Gedanken zur Metapher – und zu ihrer Alltäglichkeit. In: Sabban, A. & Schmitt, C. (Hrsg.). *Sprachlicher Alltag. Linguistik – Rhetorik – Literaturwissenschaft. Festschrift für W.-D. Stempel*. Tübingen, 201–225.
- Koch, P. (1997a). Diglossie in Frankreich. In: Engler, W. (Hrsg.). *Frankreich an der Freien Universität. Geschichte und Aktualität. Beiträge zur Ringvorlesung „Frankreich an der Freien Universität. Geschichte und Aktualität“*. Stuttgart, 219–249.
- Koch, P. (1997b). Orality in literate cultures. In: Pontecorvo, Cl. (Hrsg.). *Writing Development. An Interdisciplinary View*. Amsterdam; Philadelphia, 149–171.



- Koch, P. (1997c). La diacronia quale campo empirico della semantica cognitiva. In: Carapezza, M.; Gambarara, D.; Lo Piparo, F. (Hrsg.). *Linguaggio e cognizione*. Roma, 225–246.
- Koch, P. (1999a). Gesprochen/geschrieben – eine eigene Varietätendimension? In: Greiner, N.; Kornelius, J. & Rovere, G. (Hrsg.). *Texte und Kontexte in Sprachen und Kulturen*. Festschrift für Jörn Albrecht. Trier, 141–168.
- Koch, P. (1999b). Frame and contiguity. On the cognitive bases of metonymy and certain types of word formation. In: Panther, K.-U. & Radden, G. (Hrsg.). *Metonymy in Language and Thought*. Amsterdam; Philadelphia, 139–167.
- Koch, P. (2001a). Bedeutungswandel und Bezeichnungswandel. Von der kognitiven Semasiologie zur kognitiven Onomasiologie. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 121, 7–36.
- Koch, P. (2001b). Oralità/scrittura e mutamento linguistico. In: Dardano, M.; Pelo, A. & Stefinlongo, A. (Hrsg.). *Scritto e parlato. Metodi, testi e contesti*. Roma, 15–29.
- Koch, P. (2001c). Metonymy. Unity in diversity. In: *Journal of Historical Pragmatics* 2, 201–244.
- Koch, P. (i. Dr. a). Romanische Sprachgeschichte und Varietätenlinguistik. In: Ernst, G.; Gleßgen, M. D.; Schmitt, C. & Schweickard W. (Hrsg.). *Romanische Sprachgeschichte*. Berlin; New York.
- Koch, P. (i. Dr. b). Diachronische Varietätenlinguistik: extern und intern. In: Kailuweit, R., Laca, B. & Wesch, A. (Hrsg.). *Sprachgeschichte als Varietätengeschichte*. Festschrift J. Lüdtker zum 60. Geburtstag. Tübingen.
- Koch, P. (i. Dr. c). 'Il ne me faut plus nule rien' – Changement sémantique, métataxe et réanalyse. In: *Syntaxe et sémantique* 4.
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (1990). *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen.
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (1996). Sprachwandel und expressive Mündlichkeit. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102, 64–96.
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (2001). *Langage parlé et langage écrit*. In: *LRL* 1, 584–627.
- Labov, W. (1994). *Principles of Linguistic Change. I: Internal Factors*. Oxford; Cambridge.
- Lodge, R. A. (1993). *French. From Dialect to Standard*. London.
- Lodge, R. A. (1998). Vers une histoire du dialecte urbain de Paris. In: *Revue de Linguistique Romane* 62, 95–128.
- Lüdtker, H. (1980). Sprachwandel als universales Phänomen. In: Lüdtker, H. (Hrsg.). *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin; New York, 1–19.
- Mair, W. (1992). Expressivität und Sprachwandel. Studien zur Rolle der Subjektivität in der Entwicklung der romanischen Sprachen. Frankfurt a. M. u. a.
- Mattheier, K. J. (1988). Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Ammon, U.; Dittmar, N. & Mattheier, K. J. (Hrsg.). *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2 Bde. Berlin; New York, 1430–1452.
- Meier, H. (1977). Über Sprachschichten und Sprachwandel im modernen Französisch. In: *Romanische Forschungen* 89, 357–381.
- Messner, D. (1977). *Einführung in die Geschichte des französischen Wortschatzes*. Darmstadt.
- Oesterreicher, W. (1988). Sprechfähigkeit, Einzelsprache, Diskurs und vier Dimensionen der Sprachvarietät. In: Albrecht, J. et al. (1988). II, 355–386.

- Oesterreicher, W. (2001). Historizität. Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel. In: Haspelmath, M.; König, E.; Oesterreicher, W. & Raible, W. (Hrsg.). *Language Typology and Language Universals. Sprachtypologie und sprachliche Universalien. La typologie des langues et les universaux linguistiques. An International Handbook. Ein internationales Handbuch. Manuel international*. II. Berlin; New York, 1554–1595.
- Schlieben-Lange, B. (1983). *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart u. a.
- Schmitt, C. (1980). *Gesprochenes Französisch um 1600*. In: Stimm, H. (1980), 15–32.
- Stefenelli, A. (1967). *Der Synonymenreichtum der altfranzösischen Dichtersprache*. Wien.
- Stefenelli, A. (1981). *Geschichte des französischen Kernwortschatzes*. Berlin.
- Stefenelli, A. (1992). *Das Schicksal des lateinischen Wortschatzes in den romanischen Sprachen*. Passau.
- Stimm, H. (Hrsg.) (1980). *Zur Geschichte des gesprochenen Französisch und zur Sprachlenkung im Gegenwartsfranzösischen*. Wiesbaden.
- TLF = C.N.R.S. (Hrsg.) (1971). *Dictionnaire des fréquences. Vocabulaire littéraire des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles. II: Table des fréquences décroissantes*. Nancy.
- von Wartburg, W. (1970). *Einführung in die Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*. Tübingen.
- Windisch, R. (1988). *Zum Sprachwandel. Von den Junggrammatikern zu Labov*. Frankfurt a. M. u. a.
- Windisch, R. (2002). Externe Geschichte des Französischen. In: Kolboom, I.; Kotschi, Th. & Reichel, E. (Hrsg.). *Handbuch Französisch. Sprache – Literatur – Kultur – Gesellschaft. Für Studium, Lehre und Praxis*. Berlin, 29–36.

#### **Autor:**

Prof. Dr. Peter Koch, Romanisches Seminar, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Wilhelmstraße 50, D – 72074 Tübingen